Prävention von Mobbing – so schwierig wie notwendig

Die Zahl der Einflussfaktoren auf das Entstehen von Mobbing ist immens. Mit diesem Umstand lässt sich erklären, dass die meisten Mobbing-Programme nicht bei der Prävention von Mobbing ansetzen, sondern bei der Früherkennung resp. der (Früh-)Behandlung. In diesem Aufsatz wird anhand von empirischen Forschungsarbeiten und theoretischen Überlegungen skizziert, warum Mobbing-Prävention nicht vernachlässigt werden sollte, obwohl der Nachweis einer direkten Wirkung in vielen Fällen nicht möglich ist.

MARTIN HAFEN*

Mobbing ist eine zunehmend beobachtete Erscheinung in unserer Gesellschaft – dieser Schluss lässt sich mit zahllosen wissenschaftlichen Studien belegen.[1] Ebenso offensichtlich ist, dass «Mobbing» ein sozial konstruiertes Phänomen darstellt und dass sich die individuellen, massenmedialen und wissenschaftlichen Beobachtungen von Mobbing-Vorfällen wechselseitig beeinflussen. Dadurch dass das Phänomen «Mobbing» zum Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung wird und die Massenmedien es vermehrt als Problem thematisieren, verändert sich die individuelle Beobachtung von Mobbing. Viele Vorfälle, die früher als «normal» oder «zufällig» beobachtet wurden, werden heute auf ihre «Mobbing-Haftigkeit» geprüft und entsprechend problematisiert. Das wiederum soll nicht heissen, dass die konstatierte Zunahme an Mobbing-Fällen alleine der sich verändernden sozialen Wahrnehmung zuzuschreiben ist. So ist anzunehmen, dass der zunehmende Stress in der Arbeitswelt Mobbing wahrscheinlicher macht – Stress, der durch den steigenden ökonomischen Druck gefördert wird, der auch Nichtprofit-Organisationen voll erfasst hat. Das Gleiche gilt für den Selektionsdruck in der Schule, der mit der Verknappung von Arbeits- und Lehrstellen einhergeht.[2] Und auch die zunehmenden Trennungen von Eltern mögen einen Erklärungsansatz bieten, wird doch eine deutliche Verbindung zwischen elterlichen Konflikten und dem Ausüben und Erleiden von Mobbing festgestellt.[3]

Was ist Mobbing genau?

Obwohl Mobbing unbestritten am Zunehmen ist, dürfte Einigkeit darüber bestehen, dass es «Mobbing» in seinen vielen Facetten schon immer gegeben hat. Wenn wir uns an unsere Kindheit und die Schule erinnern, dann können wir kaum verneinen, dass auch früher schon gehänselt, geplagt, ausgegrenzt, systematisch abgewertet, gedroht, rumgeschubst und lächerlich gemacht wurde, und dass wir selbst dabei als TäterInnen, als Opfer oder als aktive oder passive Zuschauende beteiligt waren. Diese Aufzählung von Verhaltensweisen, die man heute unter dem Begriff «Mobbing» summiert, kann leicht noch verlängert werden; sie wird in der Fachliteratur bisweilen bis hin zu Folter ausgedehnt.[4] Angesichts dieser Vielfalt von Verhaltensweisen, die mit dem Mobbing-Begriff erfasst werden; angesichts der unterschiedlichen sozialen Kontexte, in denen Mobbing vorkommt, und angesichts der unterschiedlichen Personen, die als TäterInnen, Opfer und ZuschauerInnen involviert sind, fällt es schwer, eine eingegrenzte Definition von «Mobbing» zu finden.[5] Bei Kindergartenkindern finden sich andere Formen von Mobbing als im Arbeitsleben und hier wieder andere als in Altersheimen oder in familiären Kontexten. Vor allem wenn die Mobbing-Vorfälle körperliche Aspekte einschliessen (Rumschubsen, Quälen, Begrabschen etc.) ist die Grenze zu andern Phänomenen wie Jugendgewalt oder sexuellem Missbrauch kaum klar zu ziehen.

Um eine gewisse Eingrenzung zu erreichen und weil sich die körperbetonten Mobbing-Formen mit steigendem Alter von Kindern und Jugendlichen ab- und verbale Formen zunehmen[6], legen wir den Schwerpunkt auf den schulischen Kontext und auf kommunikative Formen von Mobbing: Abwertungen, Beschimpfungen, Drohungen, lächerlich Machen, aktive und passive Ausgrenzung aus sozialen Prozessen, aktiver Ausschluss von Informationsprozessen etc.[7] Wir gehen dabei von

* Martin Hafen, Sozialarbeiter HFS und Soziologe Dr. phil. arbeitet als Dozent an der HSA Hochschule für Soziale Arbeit Luzern. Der Aufsatz entspricht einer stark erweiterten Fassung des Vortrags «Mobbing als Konfliktkommunikation?» – gehalten an der Tagung «Mobbing – Gefahren und Chancen» am 18.11.2006 in Luzern. Im SuchtMagazin 2/07 (Thema «Früherkennung/Frühintervention») werden die Ausführungen im Rahmen des Textes «Früherkennung – am Beispiel von Mobbing am Arbeitsplatz» fortgesetzt. Kontakt: HSA Luzern, Werftstr. 1, Postfach 3252, 6002 Luzern, Tel. 041 367 48 81, E-Mail: mhafen@hsa.fhz.ch, Homepage privat: www.fen.ch.

einem systemtheoretischen Kommunikationsbegriff aus.[8] Das bedeutet, dass wir Kommunikation nicht als das «Übertragen» einer Information von einem Sender auf einen Empfänger verstehen, wie es viele Kommunikationstheorien tun. Vielmehr setzen wir voraus, dass die Information durch den Empfänger (ein psychisches oder ein soziales System) generiert wird. Was «verstanden» wird, bestimmt demnach nicht der Sender, sondern der Empfänger. Die adressierte Person ist es also, die bestimmt, ob eine Bemerkung abschätzig oder beleidigend verstanden wurde. Wir werden später[9] sehen, dass gerade dieser Umstand es so schwierig macht, zu bestimmen, ob, wann und wie «gemobbt» wurde.

Im Weiteren schliessen wir uns der in zahlreichen Studien genutzten Einschränkung von Leymann (1997) an, der von dann Mobbing spricht, wenn das Opfer innerhalb des letzten Jahres mindestens einem der genannten Prozesse wöchentlich oder öfters und während mindestens sechs Monaten ausgesetzt gewesen ist. Von Mobbing ist also nur die Rede, wenn die Vorfälle gegen eine Person langfristig und systematisch vorkommen.[10] Zusammenfassend können wir mit Colvin et al. (1998: 294) folgende zentralen Faktoren von Mobbing festhalten:

- bösartige Absicht
- intensive und kontinuierliche schlechte Behandlung
- eine Machtdifferenz zwischen TäterIn und Opfer
- verletzliche und isolierte Opfer
- schädliche Konsequenzen

Mobbing als Form von kommunikativer Gewalt

Wir sehen Mobbing also primär als eine Form von *kommunikativer* Gewalt, die psychische und soziale Schädigungen bezweckt oder zumindest in Kauf nimmt. Damit verzichten wir auf die allgemein übliche Rede von *psychischer* Gewalt, da mit psychischen Prozessen alleine keine Gewalt ausgeübt werden kann – es sei denn man bezieht parapsychologische Phänomene wie Gedankenübertragung oder Psychokinese (das Bewegen von Materie mit der Kraft der Gedanken) in die Überlegungen mit ein. Mobbing wird damit zu einem genuin *sozialen* Phänomen. Weiter ist zu vermuten, dass auch körpergebundene Mobbing-Formen primär eine kommunikative Funktion haben. In andern Worten: Bei allen Formen von Mobbing geht es in erster Linie um die Mitteilung einer Information, wobei die Information in der überragenden Mehrzahl ein Machtgefälle ausdrücken soll[11]: «Du bist mir ausgeliefert. Ich kann machen mit dir, was ich will.»[12] Wir haben gesehen, dass diese Sender-Perspektive nicht mit der Perspektive der EmpfängerInnen übereinstimmen muss. Damit lässt sich erklären, warum gewisse Personen nicht oder anders als erwartet auf diese Form von Machtkommunikation reagieren, während sich andere bei einer identischen Kommunikation stark betroffen fühlen. So kann die gleiche «witzige» Bemerkung von der einen Person als Erniedrigung verstanden werden, während eine andere Adressatin mit einem herzhaften Lachen und einer witzigen Gegenbemerkung kontert. Ob die erste Bemerkung «wirklich» Mobbing «war» oder nicht, ist von untergeordneter Relevanz. Entscheidend ist, was die Kommunikation und die beteiligten Psychen daraus machen.

Wichtig ist schliesslich, dass sich die Mobbing-Kommunikation nicht

zwangsläufig nur an das Opfer richtet, sondern auch an andere Personen adressiert sein kann, denen die eigene Überlegenheit resp. die Unterlegenheit des Opfers demonstriert wird. Gerade (aber nicht nur) bei Kindern und Jugendlichen spielen die ZuschauerInnen so oft eine wichtige Rolle. Aus dieser Perspektive ist Mobbing kein rein individuelles Problem mehr, das die TäterInnen und Opfer betrifft. Vielmehr wird es zu einem sozialen Phänomen, welches den ganzen sozialen Kontext – sei dies ein Betrieb, eine Schule, eine Familie oder ein Kindergarten – beeinflusst, was Interventions- und Präventionsmöglichkeiten eröffnet, die bei weitem nicht nur die direkt beteiligten Personen einbeziehen, sondern auch das System «in» dem gemobbt wird, sowie andere soziale Systeme.[13]

Mobbing als Beschädigung der Adressabilität

Versucht man Mobbing mit einer typischen Kommunikationstheorie wie der soziologischen Systemtheorie zu definieren, dann stehen die Konzepte der Adressabilität[14] und der Inklusion[15] im Vordergrund. Die Systemtheorie geht davon aus, dass Menschen als *Personen* in soziale Systeme wie Betriebe, Schulen, Familien oder Jugendgruppen eingeschlossen (inkludiert) werden. Der Begriff der sozialen Adresse beschreibt, *wie* diese Inklusion vor sich geht – oder anders: welche Erwartungen an eine Person in bestimmten sozialen Situationen gerichtet werden. Wenn wir als Beispiel eine Schulklasse nehmen, dann ist ein Aspekt der Adressen die Rolle der Kinder und Jugendlichen als Schüler und Schülerinnen. Weitere Aspekte betreffen Faktoren wie den Namen, die Hautfarbe, das Aussehen, die Schulleistungen, gewissen Verhaltensschemata (z. B. der Klassenclown, die Coole, die Streberin, der Langweiler etc.) und viele andere mehr. Aus der Perspektive der Jugendlichen beeinflussen diese Faktoren die individuelle Inklusionsfähigkeit entscheidend. Mit einem Namen wie Jovanovic oder Maliqi eine Lehrstelle zu finden, ist weit schwieriger, als wenn man Oberholzer oder Vetterli heisst, und mit einem Aussehen, das nicht dem gängigen Schönheitsideal entspricht, sinkt die Auswahl der KandidatInnen für eine Liebesbeziehung erheblich.

Die These wäre, dass Mobbing in einem engen Zusammenhang zur Adressabilität der direkt Beteiligten im betreffenden und in anderen sozialen Kontexten steht. Zum einen richtet sich Mobbing meistens an Kinder und Jugendliche, die ohnehin eher einen Aussenseiterstatus innehaben und entsprechend isoliert sind[16], zum andern ist die Macht-Kommunikation «Mobbing» in der Regel explizit auf eine (weitere) Beschädigung der sozialen Adresse ausgerichtet. Indem das Opfer systematisch öffentlich lächerlich gemacht, abgewertet, drangsaliert, abgewiesen etc. wird, erfährt seine soziale Adresse Abwertung und seine Inklusionsfähigkeit wird reduziert. Zwar ist es möglich, dass die wahrgenommene Abwertung vereinzelt durch Solidaritätsbekundung auch neue Inklusionschancen eröffnet[17]; in der Regel ist es aber so, dass Mobbing-Opfer durch diese Stigmatisierung noch weiter isoliert werden, was die psychischen Folgen der Mobbing-Kommunikation verstärkt.

Wenn öffentlich, d.h. vor einem systeminternen Publikum gemobbt wird, verändert sich auch die soziale Adresse der mobbenden Kinder und Jugend-

lichen. Nicht selten kommt es dazu, dass mobbende Personen beim Mobbing aktiv unterstützt resp. zu weiterem Mobbing-Verhalten aufgefordert werden.[18] Das erschwert den TäterInnen, sich von ihrer Rolle als MobberInnen zu distanzieren und aus dem sich selbst verstärkenden Kreislauf auszubrechen. In den Worten der Theorie: Die Inklusionsfähigkeit der TäterInnen wird tendenziell erhöht, aber nicht immer zum Vorteil der mobbenden Person – z. B. in dem Fall, wo diese Person mit dem Mobbing aufhören möchte, sich aber dem sozialen Druck ausgesetzt sieht, ihrer Mobbing-Rolle gerecht zu werden. Aus der Perspektive des Publikums könnte man sagen, dass mobbende Kinder und Jugendliche durch die ZuschauerInnen bisweilen als Medium benutzt (missbraucht) werden, um eigene Aggressionen umzusetzen. Dieses «Benutzen» würde auch erklären, warum mobbende Kinder in der Schule tendenziell eher unbeliebt und einsam sind.[19]

Die Auswirkungen auf die Psyche der Opfer…

Wir haben Mobbing bis dahin als regelmässig auftretende Form von kommunikativer Gewalt beschrieben, mit der ein Machtgefälle kommuniziert wird und die nachhaltige Auswirkungen auf die soziale Anschlussfähigkeit von Opfern und TäterInnen hat. Wenden wir uns jetzt den Auswirkungen auf die Psychen der Beteiligten zu. Die Erfahrung von kommunikativer Gewalt und damit verbundener Isolierung[20] führt bei den Opfern zu schwerwiegenden Konsequenzen, die in Literatur[21] mit erhöhten Werten in Diagnose-Instrumenten wie «Posttraumatische Stress-Störungen» oder «Allgemeine Angst-Störungen» beschrieben werden. Das führt unter anderem zu einem stark gehäuften Auftreten von Hoffnungslosigkeit, wie es auch bei PatientInnen mit starken Depressionen und selbstmordgefährdeten Personen beobachtet wird.[22] Weiter zeigen langfristige Untersuchungen nach Dill et al. (2004: 159f.), dass Mobbing-Erfahrungen für die Betroffenen auch langfristige soziale und psychische Folgen haben können. So steigert eine Mobbing-Erfahrung die Gefahr späterer Einsamkeit und Schulverweigerung – auch wenn die Kinder in diesen Kontexten nicht mehr gemobbt werden. Das wiederum führt unter anderem zu verringerten Schulleistungen und den entsprechenden Folgen.[23] Weiter weiss man, dass Mobbing-Opfer einem erhöhten Risiko sexueller Belästigung und Gewalt bei Datings (Dating Violence) ausgesetzt sind.[24] Das kann entweder damit erklärt werden, dass beide Gewaltformen mit den gleichen individuellen Einflussfaktoren korrelieren oder aber dadurch, dass die spezifische soziale Adresse von Mobbing-Opfern die Täterschaft zu sexueller Belästigung oder sonstiger Gewaltanwendung ermutigt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit wirken die beiden Faktoren wechselseitig verstärkend.

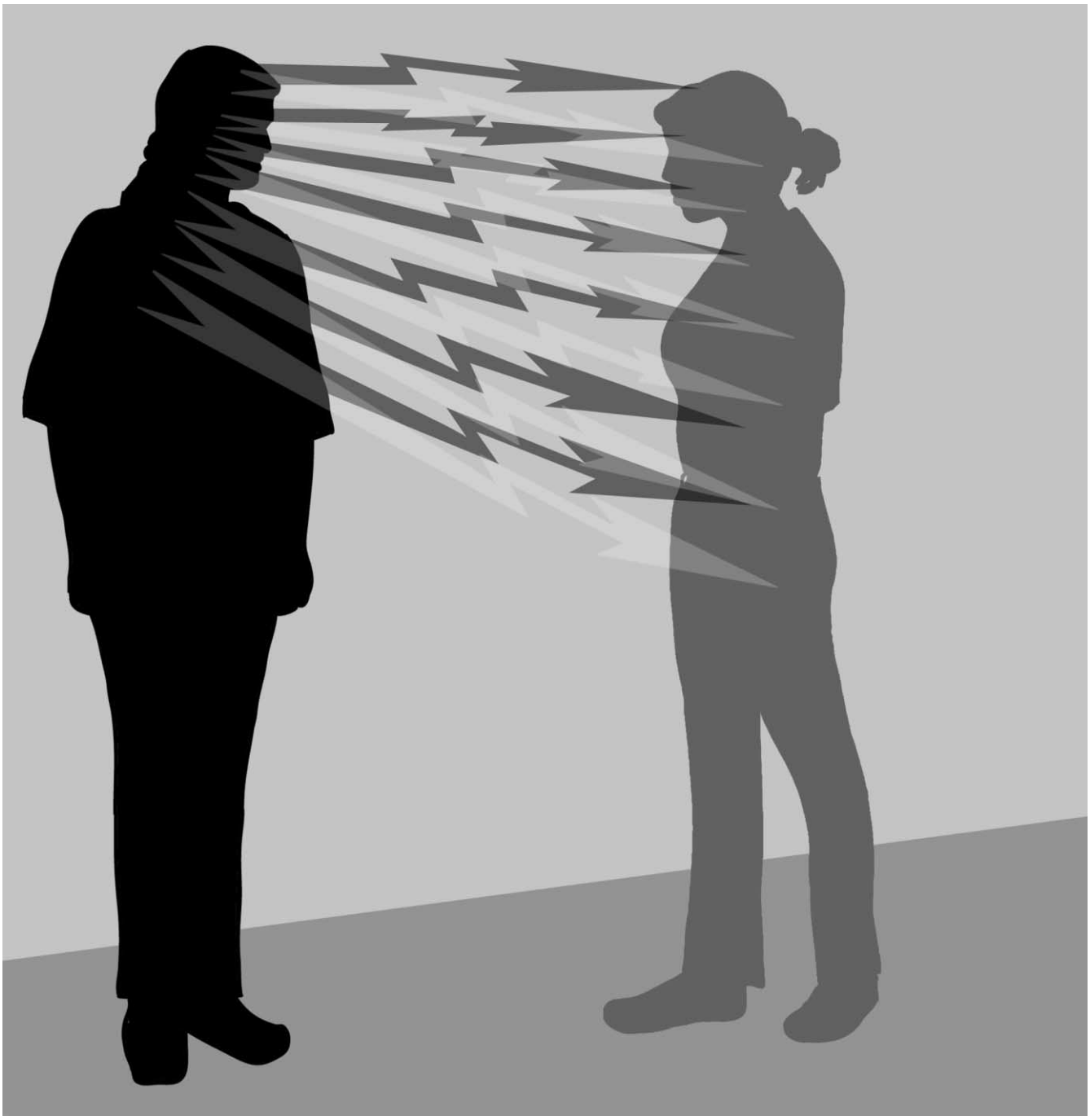
… und der TäterInnen

Wenn man die Auswirkungen auf die TäterInnen betrachtet, so ist nach Ahmed/Braithwaite (2004: 35) seit längerem belegt, dass mobbende Kinder die Machtausübung über andere geniessen und kaum zu Empathie fähig sind, was wiederum in Zusammenhang mit der (ebenfalls belegten) erhöhten Wahrscheinlichkeit für delinquentes Verhalten im späteren Leben zu bringen ist. Andererseits ist nach Van der Wal (2005: 117) in einigen Studien belegt, dass auch Mobbing-TäterInnen erhöhte Werte an Depressivität und Neigung zu Suizidalität aufweisen – ein scheinbarer Widerspruch, der sich jedoch weit gehend auflösen lasse, wenn beachtet werde, dass ein bedeutender Teil der mobbenden Kinder und Jugendlichen selbst zu den Mobbing-Opfern gehören. Unterscheidet man «reactive bullies» (solche, die selbst gemobbt werden) von «proactive bullies» (solche, die selbst nicht gemobbt werden), dann zeigt sich im Vergleich zu Kindern, die weder Opfer noch Täter sind, dass der stark erhöhte Hang zur Depression resp. Suizidalität nur bei den reaktiven Mobbenden festzustellen ist, während die proaktiven Mobber und Mobberinnen im Vergleich zur Kontrollgruppe kein erhöhtes Mass an Depressivität und lediglich ein ganz leicht erhöhtes Mass an Suizidalität aufweisen.

Psychische Verletzungen aus der Perspektive der Neurobiologie

Wir haben bis dahin gesehen, welche Auswirkungen kommunikative Gewalt in der Form von Mobbing erstens auf die soziale Anschlussfähigkeit und zweitens auf die Psyche von Menschen hat. Wir wollen die Gelegenheit nutzen, um einen kurzen Blick auf die (neben Psyche und Sozialem) dritte Ebene menschlicher Existenz zu werfen – auf den Körper resp. auf die neurobiologischen Vorgänge im Gehirn, die für unsere psychische Befindlichkeit (und die körperliche Gesundheit) entscheidend sind und die durch soziale Gegebenheiten nachhaltig beeinflusst werden. Zumindest in der wissenschaftlichen Aufarbeitung von Sozialer Arbeit, Prävention und Gesundheitsförderung werden die neueren Forschungserkenntnisse der Neurobiologie noch wenig wahrgenommen, obschon sie für die praktische Arbeit von einiger Bedeutung sein könnten.[25]

Von zentraler Relevanz für unsere Fragestellung ist das so genannte Mo-



tivationssystem (reward system) im menschlichen Gehirn.[26] Das Motivationssystem ist entscheidend an der emotionalen Bewertung der neurologischen Prozesse beteiligt – einer Bewertung, die nicht nur ausnahmsweise (in besonders «gefühlsbetonten» Situationen), sondern unablässig erfolgt und einen bedeutenden Effekt auf unsere Wahrnehmungen und unser Denken hat.[27] Wichtig für diese emotionale Bewertung sind die Botenstoffe (Neurotransmitter), welche die Qualität der Nervenreize beim Übergang von einer Nervenzelle zur nächsten regulieren. Für die laufende emotionale Bewertung sind in Zusammengang mit dem Thema dieses Textes drei Botenstoffe von besonderer Bedeutung:

- **Dopamin**, welches den Organismus psychisch und physisch in einen Zustand von Konzentration und Handlungsbereitschaft versetzt, da der Transmitter positive Gefühle in Aussicht stellt,
- **endogene Opiode wie Endorphin**, welche durch die Ausschüttung von Dopamin aktiviert werden, sich direkt auf das eigentlich Emotionszentrum des Gehirns auswirken und unter anderem positive Effekte auf die Selbstwahrnehmung und die emotionale Stimmung haben (Wohlfühl-Effekt) – und
- **Oxytozin,** dessen Ausschüttung durch die Wahrnehmung von gelingenden sozialen Beziehungen (Liebe, Anerkennung, Lob etc.) aktiviert wird, das entsprechende Wohlgefühl ermöglicht und umgekehrt diese Beziehungen auch fördert, in dem es z. B. Vertrauen unterstützt.

Das Zusammenspiel dieser Botenstoffe untereinander und mit den sozialen und psychischen Prozessen erfolgt in einem hoch komplexen systemischen Prozess, der von aussen nur sehr schwierig beeinflusst werden kann. Die chemischen Substanzen mit denen versucht wird, die drei Motivationssysteme zu von aussen zu stimulieren, sind

aus der Suchttheorie hinlänglich bekannt: Opiate für die Stimulierung der Opioid-Rezeptoren, Kokain zur Aktivierung der Ausschüttung von Dopamin und Extasy zur Förderung der Oxytozin-Produktion und der entsprechenden Erfahrung von positiven Beziehungen. Wir wissen auch, dass diese Form von Aktivierung verglichen mit den unendlich fein abgestimmten neurobiologischen Prozessen eine «Holzhammer-Methode» par excellence ist, und dass sich deswegen Gewöhnungseffekte einstellen, die nur mit einer Dosissteigerung behoben werden können. Dazu kommt, dass der Konsum dieser Substanzen unter der Bedingung der Illegalität so viele negative Begleiterscheinungen mit sich bringt, dass mehr als ein rekreativer Gebrauch das Wohlbefinden eines Menschen in der Regel weit mehr belastet als unterstützt.

Gelingende Beziehungen als Grundlage psychischer Gesundheit …

Wenn wir nach Alternativen für die Stimulierung des Motivationssystems mit illegalen Substanzen suchen, stossen wir (neben legalen medikamentösen Therapien durch Antidepressiva, Neuroleptika etc.) schnell auf einen Faktor, der ganz zentral mit dem Thema dieses Textes verknüpft ist: gelingende soziale Beziehungen.[28] Eine schnell wachsende Menge von Forschungsergebnissen aus der Neurobiologie zeigt, dass gelingende soziale Beziehungen unsere Motivationssysteme nachhaltig positiv beeinflussen und damit unser Wohlbefinden entscheidend prägen. «Is social attachment an addictive disorder?», fragt der Neurobiologe David Insel (2003) in seiner Übersicht über die Forschungsliteratur zur neurobiologischen Verarbeitung

von Beziehungserfahrungen leicht ironisch. Seine Schlussfolgerung ist jedoch klar: Unser psychisches Wohlbefinden ist absolut abhängig von gelingenden sozialen Beziehungen. Bleiben sie aus oder werden Menschen (wie etwa bei Mobbing) mit nachhaltigen konträren Erfahrungen konfrontiert, wirkt sich das auf das Motivationssystem direkt aus. Genau aus diesem Grund kommen depressive Stimmung, Angst, Antriebslosigkeit, Hoffnungslosigkeit oder Suizidalität bei Mobbing-Opfern so stark gehäuft vor.

… und die Folgen für die Prävention

Für die Prävention eröffnet sich damit ein Feld von Interventionsmöglichkeiten im Kontext der so genannten Verhältnisprävention. Wenn es gelingt, die sozialen Rahmenbedingungen für gelingende soziale Beziehungen zu schaffen und im gleichen Zug die Wahrscheinlichkeit von gewalt-nahen, demotivierenden sozialen Erfahrungen zu vermindern, dann ist das eigentliche Ziel jeder Prävention – die Förderung des individuellen Wohlbefindens und der gesamten Gesundheit von Individuen – durchaus im Bereich des Möglichen. Dabei gilt es – und damit wollen wir unsere zwangsläufig sehr oberflächlichen Ausführungen zur Ebene der Neurobiologie abschliessen – ein weiteres Ergebnis der Forschung zu beachten: Nachhaltig misslingende soziale Beziehungen beeinträchtigen nicht nur das Wohlbefinden und machen psychisch krank; sie fördern auch Aggression. So vertritt Bauer (2006: 73) bei seiner Rezeption der Forschungslage folgende These: *«Aggression steht im Dienste sozialer Beziehungen, sie dient deren Verteidigung. Sie kommt immer dann ins Spiel, wenn Bindungen bedroht sind, wenn sie nicht gelingen oder fehlen.»* Natürlich gehen wir – wie immer – davon aus, dass es absolute Erklärungen für so komplexe Phänomene wie Aggression *nicht* gibt, sondern nur statistische oder theoretische Annäherungen. Andererseits deuten die Ergebnisse der Neurobiologie-Forschung an, dass die beschriebenen neurologischen Befunde nicht nur für Mobbing-Opfer von Relevanz sind, sondern auch für die Täter und Täterinnen. Wir haben ja gesehen, dass nicht nur die Opfer, sondern auch die TäterInnen in verstärktem Mass isoliert sind und dass so viele gemobbte Kinder und Jugendliche selbst Mobbing begehen.

Die Einflussfaktoren für das Auftreten von Mobbing

Wenn immer Prävention gegen ein unerwünschtes Phänomen gemacht werden soll, geht es darum, die Faktoren zu bestimmen, die einen Einfluss auf das Phänomen haben.[29] Da die Prävention nicht am Phänomen Mobbing selbst ansetzen kann (das wäre ja eine *behandelnde* Intervention) muss sie nach Risikofaktoren suchen, welche das Auftreten von Mobbing begünstigen, resp. nach Schutzfaktoren, welche den Einfluss der Risikofaktoren verringern. Dabei hat sie zwischen individuellen und sozialen Faktoren zu unterscheiden, wobei die sozialen Faktoren, die wir aufgrund der dargestellten neurobiologischen Erkenntnisse für entscheidend halten, wieder nach verschiedenen sozialen Systemen (Schule, Familie, Betrieb, etc.) zu unterscheiden sind. Erst nach einer solchen Faktoren-Analyse wird es möglich zu bestimmen, welche Risikofaktoren abgebaut resp. welche Schutzfaktoren gefördert werden sollen. Mittlerweile ist in der wissenschaftlichen Mobbing-Forschung eine ganze Reihe solcher Faktoren erhoben worden. Diese Risiko- und Schutzfaktoren werden in Tab. 1 (Seite 10) im Überblick dargestellt. Es handelt sich bei den konsultierten Quellen in der Regel um Überblicksarbeiten, die den Stand der Forschung wiedergeben, und nicht um Originalstudien.[30] Um die Komplexität nicht noch weiter zu erhöhen, beschränken wir uns dabei auf Arbeiten, welche Kinder und Jugendliche im Fokus haben und das Augenmerk vor allem auf die Schule und die Familie legen.
Diese Übersicht gibt (ohne wirklich wissenschaftlich repräsentativ zu sein) eine Vorstellung von der Vielfalt von Einflussfaktoren, die bei der Formulierung von Präventionsmassnahmen berücksichtigt werden können. Zudem weisen mehrere der konsultierten AutorInnen darauf hin, dass sowohl die Risiko- und Schutzfaktoren interagieren.[35] Aber auch die Faktoren in unterschiedlichen sozialen Systemen – etwa in Schule und Familie[36] oder in der unmittelbaren Umwelt der Schule (z. B. in einem benachteiligten Quartier[37]) – beeinflussen einander wechselseitig, was bei der Planung von wirkungsvollen Massnahmen ebenfalls berücksichtigt werden müsste.

Die immense Vielfalt von Einflussfaktoren

Wie bei allen Präventionsthemen reicht es nicht aus, nur die einzelnen Risiko- und Schutzfaktoren zu bestimmen, um die präventiven Massnahmen zu planen. In den meisten Fällen ist es sinnvoll, zusätzlich danach zu fragen, welche Faktoren die jeweiligen Einflussfaktoren (mit-)bedingen. Dadurch ergeben sich ganze Kaskaden von Einflussfaktoren (Risiko- und Schutzfaktoren), welche ihrerseits durch Einflussfaktoren wahrscheinlicher gemacht werden, für die dasselbe gilt. Nehmen wir ein Beispiel: Wir wissen, dass mobbende Kinder/Jugendliche eine Tendenz zu Impulsivität, Aggressivität und Dominanz haben und Gewalt zudem als legitimes Konfliktlösungsmittel einschätzen. Eine Möglichkeit wäre jetzt, impulsive und aggressive Jugendliche zu einer «Risikogruppe» zusammenzufassen und mit ihnen zusammen zu versuchen, diese Einflussfaktoren besser in den Griff zu bekommen (Verhaltensprävention mit einer Risikogruppe). Wir wissen aber auch, dass diese Jugendlichen oft aus Familien kommen, in denen Konflikte gewalttätig ausgetragen werden und Gewalt weit gehend toleriert wird. Also könnte man auch – wenn man die Gelegenheit dazu bekäme –, im Rahmen eines Präventionsprojekts (z. B. Triple P) am Erziehungsstil der Eltern arbeiten (Verhältnisprävention mit Familien). Eine weitere Möglichkeit wäre zu versuchen, Erziehungsdefizite aus der Familie in Kindergarten und Schule auszugleichen oder im Freizeitbereich mit dem Peers zusammenzuarbeiten, welche potenzielle TäterInnen dabei unterstützen, aggressive Verhaltensweisen auszuleben. Wir könnten aber auch fragen, welche Einflussfaktoren diesen für die Perspektive der Kinder und Jugendlichen ungünstigen Erziehungsstil in den Familien wahrscheinlicher machen oder was sonst noch zur Aggressivität von Jugendlichen beiträgt. Dann würden wir unter anderem auf Faktoren treffen, die ausserhalb der Familie, der Familienmitglieder und der Peergroups liegen – etwa sozialstrukturelle Faktoren wie ein tiefes Einkommen, unzureichende Unterstützungsmassnahmen bei der

Systemreferenz	Risiko- und Schutzfaktoren	Quelle
TäterInnen	defensiver Egoismus[31] fördert Mobbing-Verhalten (MV)	Salmivalli et al. 1999
	unrealistische Selbsteinschätzung fördert MV	Natvig et al. 2001
	Tendenz, anderen aggressive Absichten zu unterstellen fördert MV	Greene 2003
	Tendenz zu Impulsivität und Dominanz fördert MV	Greene 2003
	Tendenz zur Einschätzung von Gewalt als angemessenem Konfliktlösungsmittel fördert MV	Greene 2003
	Entfremdung von der Schule fördert MV	Natvig et al. 2001; Ahmed/Braithwaite 2004
Opfer	Tendenz zu Einsamkeit, tiefem Selbstwertgefühl und sozialer Passivität fördern die Opfer-Rolle (OR)	Greene 2003; Baldry/ Farrington 2005
	ausweichende Problemlösungsstrategien und mangelndes Vertrauen in eigene Problemlösungsfähigkeiten fördern die OR[32]	Biggam/Power 1999
	Tiefer Beliebtheitsgrad fördert die OR	Greene 2003
	Tiefe Selbstwirksamkeitserwartung fördert die OR	Natvig et al. 2001
	Entfremdung von der Schule fördert die OR	Natvig et al. 2001; Ahmed/Braithwaite 2004
	Eine gute Resilienz und gute Fähigkeiten, mit Stressoren umzugehen, schützen vor der OR und vor MV	Baldry/ Farrington 2005; Cassidy/Taylor 2005
Familie	Gewalterfahrungen in der Familie (zwischen den Eltern und von Eltern zu Kindern) fördern MV und die OR (Förderung der OR nur bei Baldry/ Farrington 2005)	Colvin et al. 1998; Stevens et al. 2002; Ahmed/Braithwaite 2004; Baldry/ Farrington 2005
	geringe emotionale Bindung zwischen Eltern und Kindern fördern MV; hohe Bindung schützt vor MV	Stevens et al. 2002[33]; Ahmed/Braithwaite 2004; Smith/ Ananiadou 2003; Baldry/ Farrington 2005
	Ambivalente oder geringe emotionale Beziehungen zwischen Eltern und Kindern fördern die OR.	Stevens et al. 2002 ; Ahmed/Braithwaite 2004
	geringer Zusammenhalt und tiefe wechselseitige Unterstützung in der Familie fördern MV	Ahmed/Braithwaite 2004
	Grosse Machtdifferenzen zwischen Vater und Mutter fördern MV	Stevens et al. 2002
	Hohe Akzeptanz von Gewalt durch die Eltern und eine eher ablehnende Haltung dem Kind gegenüber fördern MV	Stevens et al. 2002
	Erziehung mit strenger Disziplin und Körperstrafen fördert MV	Stevens et al. 2002; Ahmed/Braithwaite 2004
	Bestimmte, verstehbare Erziehung mit gleichzeitiger Förderung der Autonomie schützt vor MV	Ahmed/Braithwaite 2004
	Dieser Schutz mag damit zusammenhängen, dass diese Form von Erziehung die Resilienz fördert, die ein Schutzfaktor für MV und die OR ist	Baldry/ Farrington 2005
	Das Verurteilen des Kindes als ganze Person («integrative shaming») an Stelle der Verurteilung konkreter nicht tolerierbarer Verhaltensweisen fördert MV	Ahmed/Braithwaite 2004
	negative Beziehung zum Vater bei Jungen und negative Beziehung zur Mutter bei Mädchen fördern die OR	Stevens et al. 2002
	Überbehütung durch die Mutter/Familien fördern die OR bei Jungen	Stevens et al. 2002 ; Smith/ Ananiadou 2003
	Die Schutz- und Risikofaktoren variieren zwischen mobbenden Kindern je nachdem, ob sie physisch oder kommunikativ mobben.	Baldry/ Farrington 2005
Schule	Grosse Schulen resp. Klassen fördern MV	Natvig et al. 2001
	Schulstress und Langeweile in der Schule fördern MV und OR	Natvig et al. 2001; Ahmed/Braithwaite 2004
	schlechtes, unkooperatives Schulklima fördert MV	Colvin et al. 1998
	ein schulischer Ethos gegen körperliche und kommunikative Gewalt schützt vor MV	Greene 2003, Colvin et al. 1998; Smith/ Ananiadou 2003
	konsequentes Beobachten und Sanktionieren von Mobbing durch die Lehrkräfte verringert MV	Ahmed/Braithwaite 2004[34]
	unzureichende (wahrgenommene) soziale Unterstützung und Intervention bei Mobbing-Vorfällen macht anfälliger für die OR	Natvig et al. 2001; Ahmed/Braithwaite 2004
	wenig Freunde und Ablehnung durch Peers fördern die OR	Smith/ Ananiadou 2003
	eine Behinderung oder Bedarf nach zusätzlicher schulischer Unterstützung fördern das MV und die OR	Smith/ Ananiadou 2003

Tab. 1: Mobbing von Kindern und Jugendlichen: Risiko- und Schutzfaktoren

Kindererziehung, ungünstige Wohnverhältnisse, düstere Aussichten auf dem Arbeitsmarkt, Verslummung von Stadtteilen etc.

Prävention auf politischer Ebene…

Wollen wir ein Phänomen wie Mobbing also nachhaltig verhindern, können wir demnach auf unterschiedlichen Ebenen ansetzen: Grundsätzlich wird nicht zu bestreiten sein (und liesse sich an Beispielen wie Finnland oder Schweden auch belegen), dass eine weit entwickelte Sozial-, Familien-, Jugend-, Bildungs-, Städtebau- und Verkehrspolitik Rahmenbedingungen schafft, die das Erziehen von Kindern einfacher machen und Kindern/Jugendlichen mehr altersadäquate Anteilen im öffentlichen Raum verschaffen. Ganz allgemein (d.h. nicht nur in Hinblick auf die Prävention von Mobbing) formuliert: Mit solchen und ähnlichen politischen Massnahmen schaffen wir die Rahmenbedingungen für gelingende Beziehungen – zwischen den Eltern, zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Familien und den Systemen in der Umwelt, zwischen den Kindern und ihren Peers, zwischen Jung und Alt etc.[38]

…resp. in Familien und Schulen

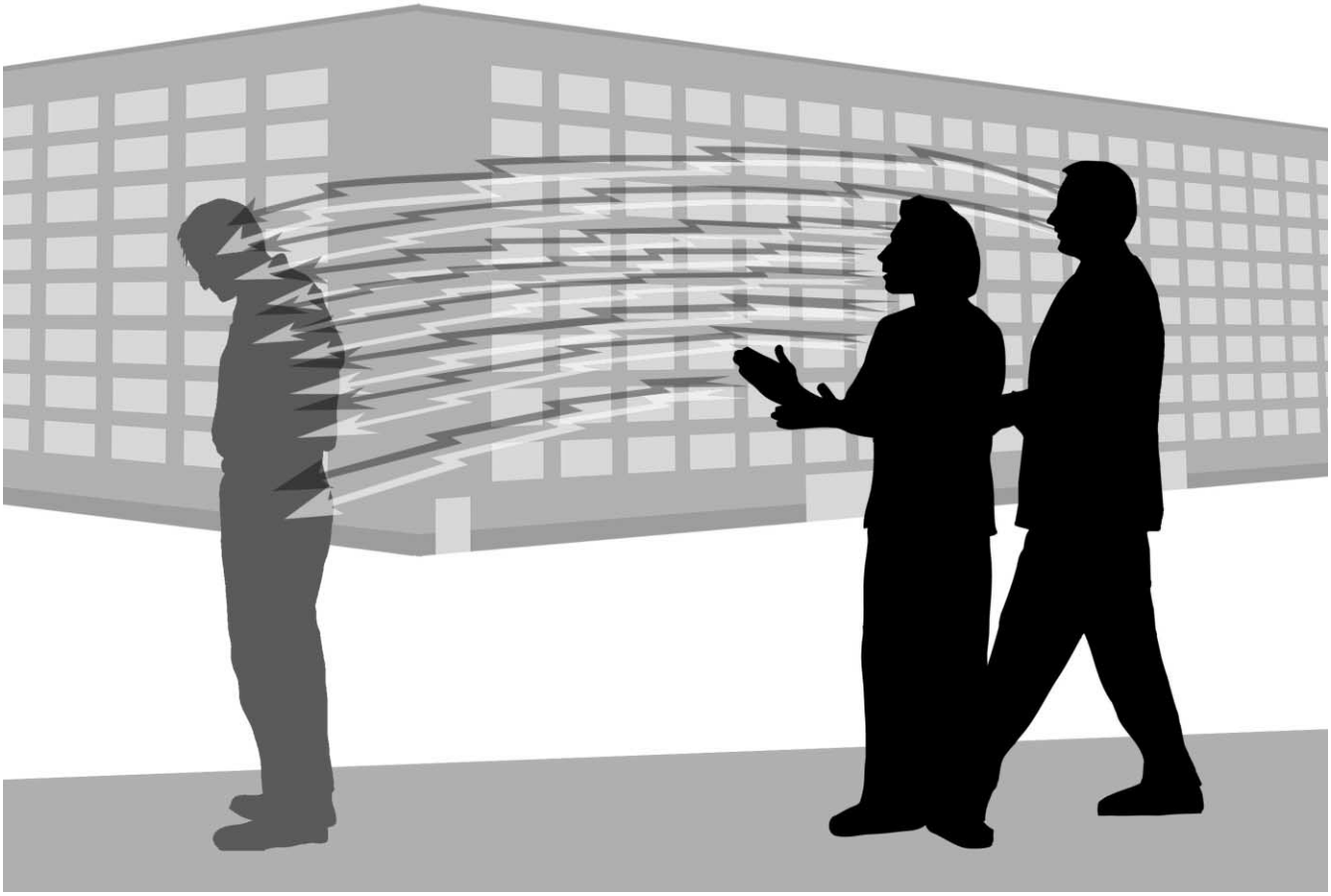
Auf einer zweiten Ebene sind die Massnahmen nicht mehr auf die politisch-strukturelle Ebene ausgerichtet (die bekanntlich nicht einfach zu beeinflussen ist), sondern auf die weniger komplexen und daher übersichtlicheren sozialen Systeme in der Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen – insbesondere auf die Familien und die Schulen. Die Familien sind in unseren Breitengraden trotz ihrer eingeschränkten Grösse erfahrungsgemäss nur schwierig zu erreichen, da die Geschlossenheit (die «Intimsphäre») der Familie sehr hoch gewertet wird. Das bedingt, dass direkt unterstützende Angebote wie Erziehungshilfen, Elternbildung etc. in der Regel vor allem von Eltern beansprucht werden, deren Erziehungsstil nur wenige der Risikofaktoren aufweist, die wir beseitigen wollen. Die andern Familien sind allenfalls im Rahmen von Unterstützungsprogrammen zu erreichen, die implementiert werden, wenn die Kinder schon straffällig geworden sind oder zumindest negativ auffallen – also im Bereich der Früherkennung und Frühbehandlung, nicht aber eigentlich präventiv. Einfacher ist es hier bei den Schulen, weil die Schulen als (zumeist staatliche) Organisationen besser in eine verbindliche Zusammenarbeit eingebunden werden können als Familien, Peergroups oder nachbarschaftliche Netzwerke.[39]

Aus diesem Grund ist es nicht erstaunlich, dass die Massnahmen der meisten konsultierten Studien in der Schule ansetzen. Aber auch hier gilt, dass nur die wenigsten systematisierten Massnahmen gegen Mobbing in der Schule wirklich die Beseitigung von Risikofaktoren und die Förderung von Schutzfaktoren anstreben. In der Regel geht es nicht um Prävention, sondern um Früherkennung von Mobbing und um die Entwicklung von effizienten Behandlungsstrategien (z. B. durch Beratung von mobbenden und gemobbten Kindern resp. von ZuschauerInnen[40]) – auch wenn sich die entsprechenden Programme nur allzu oft als «Präventionsprogramme» bezeichnen.[41] So ist z. B. das erfolgreiche «Olweus Bullying Prevention Program»[42], mit welchem sich das Auftreten von Mobbing in Schulen – in mehreren Studien nachgewiesen – zwischen 25 und 50 Prozent verringern liess[43] und welches im Rahmen von zahlreichen Programmen weltweit nachgeahmt wurde, hauptsächlich auf die Verbesserung der Früherkennung und der Intervention ausgerichtet.[44]

Doch es gibt in den hier konsultierten wissenschaftlichen Aufsätzen auch Beispiele von «wirklicher» Prävention – also Beispiele von Massnahmen, die nicht beim Auftreten von Mobbing ansetzen, sondern bei den diversen Einflussfaktoren. So empfehlen Natvig et al.[45] aufgrund ihrer Forschungsergebnisse, nicht so sehr bei den individuellen Risikofaktoren (resp. unzureichenden Schutzfaktoren) anzusetzen, sondern bei den Schulstrukturen – etwa indem der Schulunterricht so verändert wird, dass er von den SchülerInnen als sinnvoll und gleichzeitig herausfordernd erlebt wird. Dies sei insbesondere bei Lernaktivitäten der Fall, welche die Selbstorganisation und die Problemlösungsfähigkeiten der Kinder und Jugendlichen stimulieren, und weniger bei Lernaktivitäten, die aus Auswendiglernen bestehen. Diese Form von Unterrichtsgestaltung könne auch dem Mobbing-Risikofaktor «Schulentfremdung» vorbeugen. Ebenfalls auf der Ebene der Schulstrukturen seien Programme anzusiedeln, welche ein kooperatives Schulklima zum Ziel haben und Lehrkräfte wie SchülerInnen dazu befähigen, schwächere Kinder und Jugendliche aktiv zu unterstützen, bevor sie gemobbt werden. Bisweilen werden solche präventiven Massnahmen den Schulen als optionale Ergänzung im Rahmen von Programmen angeboten, die vornehmlich auf die Verbesserung der Früherkennung und Frühintervention ausgerichtet sind. Die Regel sind sie wie erwähnt nicht.[46]

Abschliessende Bemerkungen – und ein Ausblick

Der Umstand, dass Programme zur Reduktion von Mobbing – auch wenn



sie sich als Präventionsprogramme bezeichnen – vor allem bei der Früherkennung und der Intervention ansetzen, ist angesichts der enorm hohen Zahl von Einflussfaktoren auf ein hoch komplexes Phänomen wie Mobbing verständlich. Wir werden in der nächsten Ausgabe des SuchtMagazins zum Thema «Früherkennung/Frühintervention» am Beispiel von Mobbing am Arbeitsplatz zeigen, dass nicht nur die Prävention, sondern auch die Früherkennung/Frühbehandlung von Mobbing ein anspruchsvolles und wichtiges Unterfangen ist. In Hinblick auf die bisherigen Ausführungen stellt sich jedoch die Frage, ob Prävention von Mobbing – d.h. das Beseitigen von Risikofaktoren und die Förderung von Schutzfaktoren – mit Blick auf die hohe Komplexität des Phänomens ein gänzlich aussichtsloses Unterfangen ist.

Eine Antwort auf diese Frage ist nicht einfach zu geben. Sicher ist, dass die direkte Wirkung von präventiven Massnahmen auf das Auftreten von Mobbing noch viel schwieriger zu messen ist als die Wirkung von Massnahmen der Frühintervention, weil im Rahmen eines Programms bei weitem nicht alle Einflussfaktoren bearbeitet werden können. Und: Je weiter man sich in dieser Kaskade von Einflussfaktoren vom Setting und vom Zeitpunkt des Mobbing-Verhaltens entfernt, desto schwieriger wird es, eine konkrete Wirkung der jeweiligen Massnahmen auf das Problem nachzuweisen. Mag eine Verbesserung des Schulklimas noch nachweislich eine Reduktion des Mobbing-Verhaltens an dieser Schule mit sich bringen, so wird dieser Nachweis beim Ausbau der Kinderbetreuungsmöglichkeiten oder an das Kindergeld gebundenen Elternschulungskursen kaum erbringen lassen.

Die Ausführungen zur Neurobiologie sollten zeigen, dass diese und andere Formen von grundsätzlichen, politisch induzierten Präventionsmassnahmen (oder: Public Health-Massnahmen) und weitere Präventionsmassnahmen in Familie, Schule und Gemeinschaft trotz dieser erschwerten Nachweisbarkeit von zentraler Bedeutung sind, da sie zu einem Zeitpunkt ansetzen, wo der Schaden (hier: das Mobbing) durch die zahlreichen Einflussfaktoren noch nicht weit gehend vorgespurt ist.

Diese Forderung nach möglichst früh einsetzenden Präventionsmassnahmen ist nicht identisch mit einer schulterzuckenden Akzeptanz von Beliebigkeit in Hinblick auf die Methodik und die Wirkung der Massnahmen, wie sie in Prävention und Gesundheitsförderung bisweilen anzutreffen ist. Sie stützt sich auf die Erkenntnis, dass durchdachte sozialstrukturelle Massnahmen im Sinne einer umfassenden Public Health mehr Wirkung erbringen als isolierte und kleinräumige Massnahmen, und sie ist ein Plädoyer dafür, alle Mittel auszuschöpfen, um Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft, von ihrer Zeugung an, eine Umwelt zu bieten, die ihnen eine gesunde Entwicklung ermöglicht – also vor allem eine Umwelt, in welcher sie in allen Bereichen und in jedem Alterssegment[47] von gelingenden sozialen Beziehungen profitieren können.[48] Damit wird nicht nur kommunikative Gewalt in der Form von Mobbing unwahrscheinlicher gemacht, sondern eine ganze Reihe von Phänomenen, welche die Gesundheit Individuen beeinträchtigen und ihre soziale Umwelt belasten: physische Gewalt, psychische Beschwerden, Sucht und zahlreiche Formen von körperlichen Krankheiten.

Dieses Plädoyer bedeutet nicht, dass die Anstrengungen zur Früherkennung und Frühbehandlung nicht weiter verfolgt resp. ausgebaut werden sollten. Früherkennung bildet die notwendige Ergänzung von sozialstruktureller Prävention. Wie sie beim Phänomen Mobbing gemacht werden kann, was die Möglichkeiten und die Grenzen sind, und wie Beispiele von «Best Practice» aussehen – das wird uns wie erwähnt in der nächsten Ausgabe des SuchtMagazins beschäftigen. ■

Literatur

- **Ahmed, Eliza; Braithwaite, Valerie, 2004:** Bullying and victimization: cause for concern for both families and schools. In: Social Psychology of Education 7 (2004): 35-54
- **Baldry Anna C.; Farrington David P., 2005:** Protective Factors as moderators of risk factors in adolescence bullying. In: Social Psychology of Education (2005) 8: 263-284
- **Bauer, Joachim, 2006:** Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. Hamburg
- **Biggam, Fiona; Power, Kevin G., 1999:** Social Problem-Solving Skills and Psychological Distress Among Incarcerated Young Offenders: The Issue of Bullying and Victimization. In: Cognitive Therapy and Research, Vol. 23, No. 3, 1999: 307-326
- **Cassidy, Tony; Taylor, Laura, 2005:** Coping and psychological distress as a function of the bully victim dichotomy in older children. In: Social Psychology of Education (2005) 8:249–262
- **Colvin, Geoff; Tobin, Tary; Beard, Kelli; Hagan, Shanna; Sprague, Jeffrey, 1998:** The School Bully: Assessing the Problem, Developing Interventions, and Future Research Directions. In: Journal of Behavioral Education, Vol. 8, No. 3, 1998: 293-319
- **Damasio, Antonio R., 1997:** Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München
- **Dill, Edward J.; Vernberg, Eric M.; Fonagy, Peter; Twemlow, Stuart W.; Gamm, Bridget K., 2004:** Negative Affect in Victimized Children: The Roles of Social Withdrawal, Peer Rejection, and Attitudes Toward Bullying. In: Journal of Abnormal Child Psychology, Vol. 32, No. 2, April 2004: 159–173
- **Eisner, Manuel; Jünger, Rahel; Greenberg, Mark, 2006:** Gewaltprävention durch die Förderung emotionaler und sozialer Kompetenzen in der Schule: Das PATHS/PFAD Curriculum. Erscheint in: Praxis der Rechtspsy chologie 2006 (Manuskript: http://www.z-proso.unizh.ch/Publikationen/PubliDok/PFAD_06.pdf)
- **Espelage, Dorothy L.; Swearer, Susan M. (Hrsg), 2003:** Bullying in American Schools: A Socio-Ecological Perspective on Prevention and Intervention. Mawah, NJ
- **Espelage, Dorothy L.; Holt, Melissa K., 2005:** Dating Violence & Sexual Harassment Across the Bully-Victim Continuum Among Middle and High School Students. In: Journal of Youth Adolescence. (DOI 10.1007/s10964-006-9109; accepted 31.10.2005)
- **Fuchs, Peter, 1997:** Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. In: Soziale Systeme 3 (1997) Heft 1: 57-79
- **Gini, Gianluca; Pozzoli, Tiziana, 2006:** The Role of Masculinity in Children's Bullying. In: Sex Roles (2006) 54: 585–588
- **Graham, Sandra; Juvonen, Jaana, 2001:** An attributional approach to peer victimization. In: Graham, Sandra (Hrsg.): Peer harassment in School: The plight of the vulnerable and the victimized. Guilford Press: 49-72
- **Greene, Michael, 2003:** Counseling and Climate Change as Treatment Modalities for Bullying in School. In: International Journal for the Advancement of Counselling, Vol. 25, No. 4, December 2003: 293-302
- **Hafen, Martin, 2003:** Was unterscheidet Prävention von Behandlung? In: Abhängigkeiten – Forschung und Praxis der Prävention und Behandlung. 2/03: 21-33
- **Hafen, Martin, 2005:** Systemische Prävention. Grundlagen für eine Theorie präventiver Massnahmen. Heidelberg
- **Hafen, Martin, 2007:** Mythologie der Gesundheit. Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese. Heidelberg
- **Mayhew, Claire; McCarthy, Paul; Chappell, Duncan; Quinlan, Michael; Barker, Michelle; Sheehan, Michael, 2004:** Measuring the Extent of Impact From Occupational Violence and Bullying on Traumatised Workers. In: In: Employee Responsibilities and Rights Journal, Vol. 16, No. 3, September 2004: 117-134
- Insel, David, 2003: Is social attachment an addictive disorder? In: Physiology and Behavior 79: 351-357
- **Leymann, Heinz, 1997:** Handanleitung für den LIPT-Fragebogen. Leymann Inventory of Psychological Terror. Tübingen.
- **Luhmann, Niklas, 1998:** Was ist Kommunikation? In: Simon, Fritz B. (Hrsg.), 1998: Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie. 2. Auflage. Frankfurt am Main: 19-31
- **Nägele, Christoph; Alsaker, Françoise D., 2005:** Mobbing im Kindergarten – beschimpft, geplagt und ausgelacht. Universität Bern
- **Natvig, Gerd Karin; Albrektsen, Grethe; Qvarnstrøm, Ulla, 2001:** School-Related Stress Experience as a Risk Factor for Bullying Behavior. In: Journal of Youth and Adolescence, Vol. 30, No. 5, October 2001: 561-575
- **Olweus, Dan; Limber, Sue; Mihalic, Sharon F., 1999:** Blueprints for Violence Prevention: book Nine. Bullying Prevention Program. Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence
- **Olweus, Dan, 2004:** The Olweus Bullying Prevention Programme: Design and implementation issues and a new national initiative in Norway. In P. K. Smith, D. Pepler, & K. Rigby (Eds.),Bullying in schools: How successful can interventions be? (pp. 13-36). New York
- **Salmivalli, Christina; Kaukiainen, Ari; Kaistaniemi, Leena.; Lagerspetz, Kristi M., 1999:** «Self-evaluated self-esteem, peer-evaluated self-esteem, and defensive egoism as predictors of adolescents» participation in bullying situations. In: Personality and Social Psychology Bulletin, 25(10): 1268–1278
- **Salmivalli, Christina; Lagerspetz, Kristi M.; Bjorkqvist, Kaj; Osterman, Karin, & Kaukiainen, Ari, 1996:** Bullying as a group process: Participant roles and their relations to social status within the group. Aggressive Behaviour, 22: 1-15.
- **SECO – Staatssekretariat für Wirtschaft, 2002:** Mobbing und andere psychosoziale Spannungen am Arbeitsplatz in der Schweiz. Bern
- **Serantes, Nélida P.; Suarez, Mario A., 2006:** Myths about workplace violence, harassment and bullying. In: International Journal of the Sociology of Law 34 (2006): 229-238
- **Smith, Peter K.; Ananiadou, Katerina, 2003:** The Nature of School Bullying and the Effectiveness of School-Based Interventions. In: Journal of Applied Psychoanalytic Studies, Vol. 5, No. 2, April 2003: 189-209
- **Stevens, Veerle; De Bourdeaudhuij, Ilse; Van Oost, Paulette, 2002:** Relationship of the Family Environment to Children's Involment in Bully/Victim Problems at School. In: Journal of Youth and Adolescence, Vol 31, No. 6, December 2002: 419-428
- **Stichweh, Rudolf, 2005:** Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld
- **Vanderkerckhove, Wim; Commers, Ronald M.S., 2003:** Downward Workplace Mobbing: A Sign of the Times. In: Journal of Business Ethics (2003) 45: 41-50
- **Van der Wal, Marcel F., 2005:** There is bullying and bullying. In: European Journal of Pediatrics (2005) 164: 117-118
- **Vega, Gina; Comer, Debra R., 2005:** Sticks and Stones may Brake Your Bones, but Words can Break Your Spirit: Bullying at the Workplace. In: Journal of Business Ethics (2005) 58: 101-109
- **Vickers, Margaret H., 2001:** Bullying as Unacknowledged Oranizational Evil: A Researcher's Story. In: Employee Responsibilities and Rights Journal, Vol. 13, No. 4, December 2001: 205-217
- **Zapf, Dieter, 1999:** Mobbing in Organisationen – Überblick zum Stand der Forschung. Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie, 43, 1: 1-25.

Fussnoten

[1] Für einen kurzen Überblick zur Situation am Arbeitsplatz in EU-Ländern siehe SECO (2002: 13f.) für eine aktuellere Bestandesaufnahme weltweit siehe Serantes/Suarez (2006), wobei diese Übersichtsarbeit auch körperliche Gewalt mit einbezieht. Für Jugendliche siehe aus der immensen Literaturfülle die Überblicksarbeit von Juvonen/Graham (2001), für die (US-amerikanische) Schule spezifisch das Buch von Espelage/Swearer (2003) und die Studie von Colvin et al. (1998: 294f.), in der davon ausgegangen wird, dass Mobbing (resp. Bullying) in den USA deutlich häufiger vorkommt, als in Europa), und für den Kindergarten schliesslich die auf die Schweiz bezogene Forschungsarbeit im Rahmen des NFP 52 von Nägele/Alsaker (2005), die in diesem Heft vorgestellt wird.

[2] Zum Einfluss von Überforderung (Schulstress) und Unterforderung (Langeweile) in der Schule auf das Ausüben von Mobbing vgl. u.a. Natvig et al. (2001).

[3] Vgl. dazu Baldry/Farrington (2005).

[4] So weist Vickers in ihrer Analyse eines eigenen schweren Mobbing-Erlebnisses (als Opfer) darauf hin, dass viele der Faktoren des «Report on Torture» von Amnesty Internationals bei schwerem Mobbing ebenfalls vorkommen.

[5] Diese Situation wird zusätzlich dadurch erschwert, dass im anglo-amerikanischen Sprachraum der Begriff «Bullying» genutzt wird, wobei die Differenz zwischen «Mobbing» und «Bullying» unklar ist – um so mehr, als in gewissen Publikationen (etwa Colvin et. al. 1998: 296) «Mobbing» als eine Variante von «Bullying» neben andern bezeichnet wird. Bei «Bullying» wird bisweilen die Einzeltäterschaft herausgestrichen, was aber nicht ausschliesst, dass auch vergleichbare Verhaltensweisen von Gruppen mit dem Begriff erfasst werden. Der Begriff «Mobbing» wiederum beschreibt semiotisch eigentlich ein Gruppenphänomen (the mob = die Meute, Bande), bezieht sich aber immer auch auf EinzeltäterInnen. Vandekerckhove/Commers (2003) argumentieren (mit Bezug auf Leymann), dass «Bullying» aus dem Bereich der Schule stamme und dort ein grösseres Gewicht auf körperliche Gewalt lege, während «Mobbing» eher nicht-körperliche Ausübung kommunikativer Gewalt beschreibe. Wir verwenden die beiden Begriffe hier synonym, da eine deutliche Trennung angesichts der wissenschaftlichen Begriffsprägung momentan nicht möglich ist.

[6] Greene (2003: 295).

[7] Die Beispiel stammen aus dem Bereich Arbeitsplatz insbesondere aus Vickers (2001), Serantes/Suarez (2006), Mayhew et al. (2004) und Vega/Comer (2005).

[8] Vgl. etwa Luhmann (1998) mit Blick auf therapeutische Kontexte.

[9] Bei den Ausführungen zur Früherkennung von Mobbing im SuchtMagazin 2/07.

[10] Nicht berücksichtigt – obwohl in Hinblick auf die Taten als auch auf die Auswirkungen in mancher Hinsicht deckungsgleich – werden mobbing-ähnliche Verhaltensweisen gegen Gruppierungen oder ganze Bevölkerungsgruppen, wie z. B. gegen Jugendliche deren Eltern aus den Balkanländern stammen. Ebenso könnte man durchaus von «Kollektiv-Mobbing» sprechen, wenn ganze Länder oder Religionsgemeinschaften (wie derzeit der Islam) durch PolitikerInnen, in den Massenmedien und in der öffentlichen Meinung systematisch abgewertet werden.

[11] Für den Bereich Arbeitsorganisationen vgl. hierzu etwa Vanderkerckhove/Commers (2003).

[12] Aus diesem Grund sind mobbende Kinder auch sehr geschickt darin, Opfer zu finden, die weder körperlich noch vom Status her für sie eine Bedrohung sind (Greene 2003: 296). Für Gini/Pozzoli (2006) sind die Machtverhältnisse in der Gesellschaft ein wichtiger Grund dafür, dass Jungen häufiger Mobbing begehen als Mädchen. Smith/Anianiadou (2003) bestätigen die Zahlen, weisen aber darauf hin, dass die verbalen und nonverbalen Mobbing-Formen ohne körperliche Gewalt schwieriger zu erkennen seien. Daher sei es möglich, dass Mädchen oft nicht als TäterInnen identifiziert würden.

[13] Zur gleichzeitigen Betroffenheit von Schule und Familie siehe z. B. Ahmed/Braithwaite (2004) oder Stevens et al. (2002).

[14] Vgl. Fuchs (1997).

[15] Vgl. Stichweh (2005).

[16] Ahmed/Braithwaite (2004: 37)

[17] Wobei die bekundete Solidarität für die solidarische Person das Risiko mit sich bringt, selbst den Abwertungen der mobbenden Person, resp. der ZuschauerInnen ausgesetzt zu werden. Es ist bei Kindern und Jugendlichen in der Tat so, dass die überwiegende Mehrheit der ZuschauerInnen die mobbende Person aktiv unterstützt und sich nur wenige öffentlich wahrnehmbar vom Mobbing-Verhalten distanzieren und dies, obwohl die meisten an sich gegenüber Mobbing ablehnend eingestellt sind (Greene 2003: 296f.).

[18] Das Beispiel zeigt, dass in einem sozialen «Mobbing-System» unterschiedliche Rollen ausgemacht werden können, welche die soziale Adresse der einzelnen Kindern prägen. Salmivalli et al. (1996) unterscheiden «Anführer-Bullies» (welche die Initiative übernehmen), «Folger-Bullies» (welche mitmischen), «Verstärker» (welche die Bullies ermutigen oder das Opfer auslachen), «Verteidiger» (welche dem Opfer helfen), «Zuschauer» (die nicht aktiv eingreifen) und natürlich die «Opfer».

[19] Ahmed/Braithwaite (2004: 37)

[20] Vgl. zu diesem Zusammenhang Dill et al. (2004: 160).

[21] So Mayhew et al. (2004: 119f.) in Bezug auf Mobbing am Arbeitsplatz.

[22] So Biggam/Power (1999: 307) mit Blick auf eingesperrte junge Delinquenten.

[23] Diese Leistungsverminderung zeigt sich wie die psychischen Merkmale auch bei Erwachsenen. So verzeichnen gemobbte ArbeitnehmerInnen stark erhöhte Fehlzeiten und vermehrte Kündigungen (Zapf, 1999).

[24] Espelage/Holt (2005)

[25] Für eine sehr gut lesbare und trotzdem gut dokumentierte Einführung in die Thematik vgl. Bauer (2006), auf den sich die nachfolgenden Ausführungen weit gehend abstützen.

[26] Das Motivationssystem ist dabei kein klar definierter Raum, sondern das Zusammenspiel von neurobiologischen Prozessen, die mehrheitlich im Zentrum des Gehirns oberhalb des Rückmarks (dem so genannten limbischen System) ablaufen.

[27] Vgl. dazu die Studien von Damasio (1997), der gezeigt hat, dass Personen mit unfallbedingten Hirnschädigungen im Bereich des emotionalen Zentrums, kaum zu sozialem Kontakt fähig sind, obwohl ihre kognitive Leistungsfähigkeit nicht eingeschränkt ist.

[28] An dieser Stelle wäre – etwa aus der Perspektive der soziologischen Systemtheorie – abzuklären, was «gelingende soziale Beziehungen» genau auszeichnet. Bauer (2006, 190ff.), der nicht explizit soziologisch argumentiert, nennt fünf zentrale Bestimmungsfaktoren: 1. Sehen und Gesehen-Werden, 2. gemeinsame Aufmerksamkeit gegenüber etwas Dritten, 3. emotionale Resonanz (wechselseitiges Einstimmen auf die Stimmung der anderen Person), 4. gemeinsames Handeln, 5. wechselseitiges Verstehen von Motiven und Absichten.

[29] Vgl. dazu ausführlich Hafen (2005, 2007).

[30] Wir verzichten dabei darauf, Schutz- und Risikofaktoren einander dichotomisch (sich wechselseitig ausschliessend) gegenüber zu stellen, da die beiden Faktoren in einer engen Beziehung zu einander stehen. Von Risikofaktoren wäre zu sprechen, wenn der Faktor die Chance für das Auftreten von Mobbing proaktiv erhöht, von Schutzfaktoren, wenn der Faktor die Wirkung von Risikofaktoren beeinflusst. Vgl. dazu auch Hafen (2007: 59-70).

[31] Gemäss den Autorinnen tendieren jugendliche «Bullies» zu einer Mischung zwischen grandioser Selbstdarstellung und einem defensiven Egoismus. Nach Greene (2003: 296) werde das Selbstbewusstsein von mobbenden Jugendlichen jedoch als durchschnittlich bezeichnet.

[32] Biggam/Power (1999: 323) weisen darauf hin, dass das Erleiden von Mobbing das Vertrauen in die eigenen Problemlösungsfähigkeiten schwächen kann, dass es also nicht immer einfach ist, eine schwache Problemlösungsfähigkeit als Ursache oder als Folge der Opferrolle zu identifizieren.

[33] Stevens et al. (2002: 424ff.) belegen in ihrer eigenen Studie, dass es bei der Einschätzung der familiären Situation zwischen den Eltern und den Kindern zu grossen Differenzen kommt. Insbesondere die «Bullies» schätzen das familiäre Klima praktisch in jeder Hinsicht weniger positiv ein als ihre Eltern.

[34] Vgl. dazu als Detailstudie mit Interventionsprogramm Olweus et al. (1999).

[35] Vgl. dazu insbesondere Baldry/Farrington (2005).

[36] Hierzu vor allem Ahmed/Braithwaite (2004).

[37] Vgl. dazu Smith/Anianiadou (2003: 196)

[38] Diese Forderung nach der Bereitstellung von günstigen Rahmenbedingungen für das Aufziehen von Kindern widerspricht explizit der immer wieder geäusserten Auffassung, Kinder gross zu ziehen, sei Privatsache. Selbstverständlich kann man die Kindererziehung politisch zur Privatsache machen; man hat dann aber auch die Folgen zu tragen, wenn die Erziehung nicht so ausfällt, wie man sich das wünschen würde. Das Kostenargument zieht hier schon gar nicht: Es dürfte sich einfach nachweisen lassen, dass die Bereitstellung von günstigen Rahmenbedingungen bei weitem kostengünstiger ist, als die Bewältigung der Folgen missglückter Erziehung in den Systemen der Sozialen Hilfe, der Justiz und der Medizin.

[39] Wie erwähnt weisen Ahmend/Braithwaite (2004) darauf hin, dass es wichtig ist, gleichzeitig sowohl in der Schule als auch in der Familie präventiv tätig zu sein, da beide Systeme für die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen äusserst wichtig sind. Konkrete Präventionsmassnahmen schlagen die Autorinnen jedoch nicht vor.

[40] Vgl. dazu etwa Greene (2003).

[41] Natürlich hat auch die Frühbehandlung von Mobbing (wie jede Behandlung) einen präventiven Effekt – etwa dass einer Verfestigung des Mobbing-Verhaltens und den entsprechenden Schädigungen beim Opfer vorgebeugt werden kann. Formal gesehen ist es aber so, dass es sich nicht mehr um eigentliche Prävention handelt, sondern um Behandlung, da ja das Phänomen (Mobbing) bereits aufgetreten ist und sowohl TäterInnen als auch Opfer identifiziert werden können. Zur Unterscheidung von Prävention und Behandlung vgl. Hafen (2003).

[42] Vgl. Olweus (2004).

[43] Vgl. dazu Greene (2003).

[44] Vgl. dazu Smith/Anianiadou (2003: 196). Das gilt auch für die Programme, die Colvin et al. (1998) in ihrer Literaturübersicht erfassen.

[45] 2001: 570f.

[46] Hauptsächlich präventiv wirkend ist das nicht explizit auf Mobbing ausgerichtete Gewaltpräventionsprogramm PATHS (Promoting Alternative Thinking Strategies), das in der Schweiz unter der Bezeichnung PFAD (Programm zur Förderung Alternativer Denkstrategien) durchgeführt und dabei – ungewöhnlich für die Prävention – umfassend wissenschaftlich evaluiert wird. Vgl. dazu Eisner et al. (2006). Die Autoren weisen im Übrigen darauf hin, dass die US-amerikanischen Erfahrungen zeigen, wie wichtig eine intensive Begleitung der Lehrkräfte für den Erfolg des Programms ist.

[47] Gerade der Pubertät kommt hierfür eine besondere Bedeutung zu – ist doch während dieser Phase die Veränderungsbereitschaft der neuronalen Netzwerke besonders hoch. Das deutet darauf hin, dass ein sorgsamer, auf Respekt basierender Umgang mit den Jugendlichen während dieser Phase äusserst wichtig ist. Respekt hat dabei – es ist immer wieder zu betonen – nichts mit einem unverbindlichen Laisser-faire zu tun, sondern umfasst Grenzsetzung und -kontrolle genau so wie einen motivierenden Erziehungsstil (vgl. dazu auch Bauer, 2006).

[48] Wir werden beim Thema «Früherkennung von Mobbing in Betrieben» sehen, dass gelingende Beziehungen nicht nur für Jugendliche einen entscheidenden Gesundheitsfaktor darstellen, sondern auch für Erwachsene.